

Zeit und Heimat

16. April 1987 · Nr. 1
30. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“
Ausgabe Biberach an der Riß

Georg Michael von La Roche – der Denkart Stadions verwandt und ein Geist von Fortschritt und Vernunft

Von Gabriele Koenig-Warthausen

Sophie von La Roche wird in den letzten Jahren häufig in Erinnerung gebracht. Ihr Bild bleibt uns lebendig. Wie aber war der Mann beschaffen, dessen Namen sie trug? Wer war der Mann, dem sie am 4. Dezember 1754 in der Schloßkapelle von Warthausen ihr Jawort gab?

Die Nachwelt hat es nun allgemein zugegeben, die Mitwelt damals versuchte zu vertuschen, daß La Roche ein illegitimer Sproß des Grafen Friedrich von Stadion war. Sogar schon Bettina von Brentano konnte schreiben, daß Stadion ihren Großvater lieber gehabt habe als seine anderen Söhne, welche dieser an Begabung zweifelsohne überragte. Als ein gelehriger Schüler und als dessen Begleiter in den mittleren und späteren Lebensjahren war Georg Michael Franck von La Roche im gleichen Sinne für die deutsche Aufklärung tätig wie Stadion.

Am 4. April 1720 wurde der Knabe im Taufregister von Tauberbischofsheim eingetragen als Sohn des über 60jährigen Chirurgen Johann Adam Franck, verstorben am 26. März gleichen Jahres, und in anderer Handschrift wurde hinzugefügt „Et Mater Catharina“. Um dieselbe Zeit verlor Graf Stadion seinen ersten Sohn.

Einer späteren Version gemäß soll die Mutter von Georg Michael eine Französin aus einer verarmten adeligen Familie des Namens La Roche gewesen sein, die in Deutschland Hausangestellte war. Erwiesen ist nichts. Stadions Vorliebe für den kleinen Franck wurde den Zeitgenossen durch folgende rührende Geschichte glaubhaft gemacht: „Einer Überlieferung nach ließ der Graf am Weihnachtsabend alle Kinder aus dem Städtchen (Bischofsheim) aufs Schloß holen und beschenkte sie. Unter diesen Kindern war auch ein sehr drolliger fünfjähriger Junge namens Franck, dessen Vater ein angesehener Chirurg im Städtchen gewesen war und der ein umfangreiches Vermögen hinterlassen hatte. Der Graf fragte den Buben aus, und auf alles wußte der Junge treffende Antworten zu geben. „Also Michael“, sagte der Graf, „komm bald wieder.“ Dem kleinen Michael stieg diese Auszeichnung so zu Kopf, daß er bei Tagesanbruch in der

Nachtjacke seiner Mutter heimlich davonlief und in der größten Kälte aufs Schloß spazierte, wo er unbedingt zum gnädigen Grafen gelassen zu werden verlangte. Auf sein ungestümes Drängen ging endlich der Kammerdiener ins Schlafzimmer und berichtete dem eben erwachenden Herrn von dem kleinen Ruhestörer. „Bringt mir den Jungen herein!“ Und der kleine Michael trat ganz erstarrt und blau vor Frost zum Grafen ans Bett. „Junge“, sagte der Graf, „diese Liebe will ich Dir vergelten!“ Sogleich hob er ihn zu sich ins Bett und legte ihn zwischen sich und seine Gemahlin. Noch am selben Tag setzte der Graf der Mutter dieses Jungen so lange zu, bis sie endlich einwilligte, ihm das Kind ganz zu überlassen. Nun trat Stadion selbst an Vaterstelle, lehrte den Jungen selbst die Elemente aller Dinge – Lesen, Schreiben und Französisch. Bald hieß er auch nicht mehr Franck, sondern „La Roche“. So weit die rührende Geschichte. Professor Sengle gibt Wielands Deutung recht, Stadion habe deutsche Namen nicht geschätzt und darum aus dem Franck einen La Roche gemacht.

Über die Erziehung, die Friedrich von Stadion ihrem Großvater fernerhin zuteil werden ließ, erzählt die daran lebhaft interessierte Bettina von Brentano in ihrem Schriftchen „Die Günderröde“: „Als Jüngling von nicht ganz 18 Jahren ließ er ihn schon eine große und weit verbreitete Korrespondenz führen. Er gab ihm Briefe von Kaiser und König, von allen Reichsverwesern und Staatsbeamten aller Art zu beantworten. Es kamen Verhandlungen über alle möglichen Staatsangelegenheiten vor; Handel, Schifffahrt, alte Unrechte, neue Forderungen, Länderteilung, Verrätereien, Umtriebe, Gefangennehmung großer Personen, Mönchsachen, klösterliche Stiftungen, Geldangelegenheiten, kurz alles, was einem großen Staatsminister obliegt zu untersuchen und zu ordnen. Dies besprach der Stadion mit ihm, ließ ihn seine Meinung darüber darstellen, Aufsätze darüber machen, dann – versehen mit eigenem Beifügen von Bemerkungen –, mußte er diese ins Reine schreiben. Briefe an verschiedene Potentaten verfassen, namentlich führte er die Korrespondenz mit Maria Theresia, vor allem über Thronbesteigung, über Mitregentschaft, dann über die leere Schatzkammer, über den Krieg mit Friedrich II., mit England, Anträge

über Hilfgelder, Briefe an einen französischen General Belle-Isle, dann einen Briefwechsel mit Karl von Lothringen, mit dem Kardinal Fleury, mit dem österreichischen Feldherrn Fürsten Lobkowitz, dann endlich einen Briefwechsel mit der Marquise de Pompadour, immer im Interesse der Kaiserin; diese letzte Korrespondenz war erst ins Galante und endlich ganz ins Zärtlichste übergegangen. Es kamen Briefe mit Madrigalen als Antwort, worauf der Großpapa im Namen Stadions wieder in französischer Poesie antworten mußte; da habe der Großpapa manche Feder zerkaut, und der Stadion habe ihn gelehrt, die Politik mit einfließen zu lassen, und er hat Anspielungen machen müssen auf Reize, auf blonde und braune Locken, und dem Stadion ist's häufig nicht zärtlich genug gewesen. Die Antworten sind dann mit großer Freude vom Stadion ihm mitgeteilt worden, besonders wenn sie Empfindlichkeit für des Großpapas Galanterien hatten spüren lassen; da hat der Stadion so gelacht und ihn angewiesen, wie feinste Delikatesse zu beobachten sei. Und endlich einmal, als nach der Thronbesteigung der Maria Theresia und ihrer Krönung als Kaiserin die Gratulanten abgefertigt waren, an seinem 21. Geburtstag, da schenkte Stadion dem La Roche einen Schreibtisch, worin er alle seine Briefe, in den drei Jahren geschrieben, die er über Land und Meer gezogen wählte, noch versiegelt wiedergefunden und die Antworten, welche von Stadion selbst erfunden waren und von verschiedenen Sekretären abgeschrieben dazu und sagte ihm, daß er ihn so habe zum Staatsmann bilden lassen. Dies hat den Großvater erst sehr bestürzt gemacht, dann aber tief gerührt, und er hat diese Briefe als ein heilig Merkmal von Stadions großem und liebevollem Geist sich aufbewahrt. Die Großmama hat diese Briefe noch alle und will sie mir schenken."

Wo mögen diese eigenartigen Beweise von Zuneigung geblieben sein? Ohne Kommentar wurde diese Begebenheit oft erwähnt. Mit heutigen Begriffen von Anstand ist sie nicht zu vereinbaren. Selbst wenn Bettina, wie sie dies oft tat, flunkerte und einen wahren Tatbestand übertrieben hat. Doch dieser Kern stößt ab. Stil und Gewandtheit des jungen Mannes aber wurden gewiß gefördert, weniger seine Moral.

Bei diesen Übungen war La Roche auch darauf angewiesen, die Handschrift seines Herrn möglichst genau zu kopieren, was ihm denn auch ausgezeichnet gelang – so gut, daß er jederzeit imstande gewesen wäre, die Unterschrift seines Meisters gar zu fälschen! Aus der galanten Zeit des Grafen erzählt Goethe im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit“: „Während Stadion in Damengesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe. Darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüthlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.“ – Es sei hier noch erwähnt, daß Stadions Ehe mit Maria Anna von Sickingen eine reine Konvenienzhe war. Die Frau muß in allem sein Gegenteil gewesen sein: von mäßiger Intelligenz, eine treue Anhängerin der Kirche; als „Betschwester“ ist sie überliefert. Was er bei ihr vermißte, suchte und fand Friedrich bei

anderen. An schönen und lebenslustigen Damen fehlte es auch am Hofe eines Erzbischofs nicht. – Goethe fährt fort: „La Roche pflegte mit allem, was außer seinem Lebens- und Tätigkeitskreis lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht von irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.“

Somit war La Roche nach Aufdeckung des „Briefgeheimnisses“ im Alter von 21 Jahren zum Sekretär ernannt. Später wurde er als kurmainzischer Gesandtschaftssekretär der Begleiter Stadions auf seinen politischen Missionen. Diese führten ihn u. a. an den englischen Königshof, nach Hannover und auch nach Paris.

1741, nach dem Tod seines Vaters, ernannte Friedrich ihn zum ersten Stadion'schen Rat. La Roche begleitete seinen Herrn 1742 nach Frankfurt zur Wahl Karls VII. zum Kaiser. Dort lernte La Roche den Maler Johann Heinrich Tischbein kennen und empfahl ihn dem Grafen. Stadion setzte dem Maler ein Stipendium für Frankreich und Italien aus. Nach Studien in Paris, Rom und Venedig kehrte Tischbein – einer aus der zahlreichen begabten Malerfamilie – nach Deutschland zurück. Im Schloß Warthausen erinnern an ihn die schönen Porträts des Grafen und zwei seiner Töchter: der Gräfin Schall und Maximiliane, Fürstäbtissin zu Buchau. Letztere war bei La Roche sehr beliebt und nach ihr wurde La Roches Tochter „Maxe“ (später verheiratete von Brentano) benannt. Außerdem porträtierte Tischbein den Warthäuser Ortsgeistlichen Heggelin. Das Porträt des Grafen Stadion existiert in mehreren Kopien. Eine dieser Kopien befand sich in der Gemäldesammlung La Roches.

Im Herbst 1753 weilten Herr und Sekretär in Augsburg. Dort lernte La Roche Sophie von Gutermann kennen, die er im Dezember 1754 heiratete. Als der Graf sich nach Warthausen zurückzog, schied auch La Roche aus dem Mainzer Dienst und fand als Oberamtmann und Verwalter sämtlicher Stadion'scher Güter genügend Arbeit. Die Besitzungen bestanden aus Warthausen mit 12 Dörfern, Bönningheim in Württemberg und Kauth, Chodenschloß, Neumark und Zahorzan in Böhmen. Aus seinen Briefen an seinen Bönningheimer Kollegen, den Rat Meurer, wissen wir, mit welcher großer Pflichttreue und Fürsorge La Roche seinen Aufgaben nachkam und wie er sich um jeden einzelnen Angestellten persönlich kümmerte.

Zwischen den Kollegen bestand ein reger Briefwechsel, aus welchem viel Interessantes zu erfahren ist. An Meurer berichtete La Roche ausführlich über die Wirtschaft, das Wetter, die Ernte. Am 19. Februar 1765 schildert La Roche eine Belustigung: „Vom Schloß eine große Schlittade von zehn Renn- und zwei Musikschlitten nach Biberach vorgenommen, wo selbst wir neun Frauenzimmer aufgeladen und solche nach verschiedenen Touren in der Stadt endlich zum Soupé und Ball im hiesigen Wirtshaus geführt. Zu Biberach sind noch drei Schlitten zu uns gestoßen, also daß der Zug magnifique war. Ballier (Haaf) kann davon erzählen.“ Weitere Auszüge aus diesem Briefwechsel: La Roche schreibt am 18. September 1758 an Meurer über den neuen Hausarzt in Warthausen: „Es handelt sich um die Einstellung von Dr. Bourdon, des-

sen deutsche Orthographie zu wünschen übrig läßt. Wahr ist, daß seine deutsche Schreibart keinen Sprach-Künstler anzeigt. Doch wird er in arte Medica et Pathologo-Physiologo-Chemica besonders gerühmt. Wir wollen ihm gerne verzeihen, wenn er gegen Gottscheden sich versündigt, wenn er nur Hyppocratem besser versteht.“

Ein anderes Mal bemerkt La Roche Meurer gegenüber anlässlich der Neubesetzung der Bönningheimer Bürgermeisterstelle: „Ein mit Menschenverstand geborener ehrlicher Bürger ist seiner Excellenz also lieber als ein lateinischer rabula.“

In dem Streit zwischen Biberach und Warthausen im Juni 1765 ist La Roche gemäßiger als Wieland. Es war ein Handwerkerkrieg; Biberach verbot seinen Bürgern, bei Warthausener Handwerkern arbeiten zu lassen. Uns liegen die Entwürfe La Roches vor. Darin heißt es: „Während man von Seiten des Magistrats allen Willen und Begierde äußert, mit hiesiger Herrschaft eine feste und dauerhafte Eintracht zu beschäftigen, hat der H. Hospitalpfleger von Bibern in Hagenbuch, Ingerkingen, Röhrwangen und Höfen den strengen Befehl ergehen lassen, daß kein Untertan mehr unter 10 Reichstaler Strafe bei einem diesseitigen Handels-



Georg Michael Anton Maria Franck von La Roche – so sein vollständiger Name – ist in diesem Ölgemälde, wohl aus den Jahren 1773/1774 (unsigniert, Maler unbekannt), rechts zusammen mit seiner Frau Maria Sophie, geb. Gutermann (links) und seiner Tochter Maximiliane, genannt Maxe, spätere Ehefrau von Peter von Brentano und Mutter von Clemens, Sophie und Bettina von Brentano, zu sehen. Das Foto stammt aus dem Biberacher Wieland-Museum, das Bild ist im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Museum.

mann, Sattler, Schmied, Küfer, Schuster, Schneider etc. die mindeste, weder neue noch Flick-Arbeit, machen zu lassen. Es mußte denn eine besondere Leidenschaft und Begierde mit Fleiß den kurzsichtigen Vernunfts-Kreis umnebeln und zu blinder Gewalt antreiben. ... Schon gar vielfältig ich von einigen Langenschemmer, Mettenberger und Warthäuser Handwerksleuten angegangen worden bin, den Biberacher Stadt- oder auch Dorfmeistern die Arbeit in den Oberamtsdörfern zu verbieten. Ich habe jedes Mal zur Ruhe verwiesen... Wie wäre es aber, wenn mein gnädiger Reichsgraf und Herr sich gleichsam gezwungen sähe, durch ein Strafgebot dero Untertanen allen Handel und Wandel mit der Bürgerschaft zu untersagen... Gott weiß, daß ich daran keine Freude hätte.“

La Roches nächstes Schreiben an den Bürgermeister von Zell ist vom 28. Juni 1765. Er wartet noch immer auf ein Ja oder Nein und verbittet sich dilatorische Äußerungen.

16 Jahre lang lebte das Ehepaar La Roche mit dem Grafen Stadion zusammen. La Roche besaß eine schöne Stimme und erfreute den Grafen als Vorleser und Sänger (Hauptvorleserin aber war Sophie). Er durfte Stadion aus der neuen Enzyklopädie vorlesen. Jedoch waren auch derbe Witze an der Tagesordnung; der Erbauer der Warthäuser Ökonomie-Gebäude, Anton Haaf, wurde nie anders als der „Arschitekt“ bezeichnet.

Doch auch poetische Gefühle waren La Roche nachgesagt. In Hannover habe er den englischen Dichter Young persönlich kennengelernt; er liebte dessen „Nachtgedanken“ und ging oft mit ihm am Ufer der Leine spazieren. Hier dürfte sich La Roches Welt am ehesten mit der Sophies berührt haben.

Asmus, dem wir vieles über La Roche verdanken, bringt auch allerhand Anekdoten über ihn. So soll La Roche Kenntnisse in Chemie besessen haben. Er bereitete selbst Seifenspiritum zur äußerlichen Anwendung. Davon brachte er einen großen Vorrat nach Bönningheim. Später erfuhr er, daß die guten Leute den Spiritum innerlich eingenommen hatten.

Juristische Entscheidungen und Kulturverbesserungen gehörten in Warthausen zu La Roches wichtigsten Amtspflichten. Er suchte den Stand der Dorfschullehrer zu verbessern, da er ihre Bedeutung für die Volksbildung hoch einschätzte. Auf Wunsch seines Herrn und anfänglich gegen den Wunsch der Dorfgemeinschaft wurden die sumpfigen Gräben im Rißtal trockengelegt und die neue Frucht, die Erdbirne, angepflanzt.

Immer wieder liest man von begabten Leuten aus dem Volk, die durch Stadion und La Roche gefördert wurden. So von einem Hirten, der schließlich zum Geometer Matthes ausgebildet wurde und es zum gräflichen Waldmeister brachte.

Eine seiner vielen Reisen führte La Roche im Jahr 1764 zur Königswahl Josefs II. Dieser nannte ihn in einem Brief an seine Mutter, Maria Theresia, „Le Comte de Kaunitz en petit“. Im Sommer 1768 vor Stadions Tod war La Roche infolge beruflicher Überanstrengung schwer krank. Im Jahr darauf unternahm er deswegen eine Erholungsreise in die Schweiz.

Nach dem Tode Stadions im Jahr 1768 hatte La Roche die schwierige Aufgabe, die Erbteilung zu

leiten. Der fast 50jährige hatte bisher sein Leben Stadion gewidmet und war nun verlassen und seines Halts beraubt. Er war geprägt von Stadions Einstellung. Er glaubte an die Herrschaft der Vernunft und an den Fortschritt. Er las Boyle, John, Locke und Christian Wolff.

Seine Halbbrüder liebten ihn nicht und drängten auf sein Weggehen von Warthausen. Da er zudem zum Amtmann von Bönningheim ernannt worden war, siedelte er mit seiner Familie dorthin über. In ihrem letzten Brief aus Warthausen vom 12. August 1770 schrieb Sophie, sie nehme Abschied von dem Ort, wo tausend Erinnerungen sie bei ihrer Abreise bedrängten; sie könne sich nicht weiter erklären, sonst würde sie noch Tränen über das Grab des Grafen vergießen, und sie werde Gott bitten, ihn in der Ewigkeit für die Sorgfalt zu belohnen, die er für seinen La Roche genommen hat. Sie rühmt dann, daß die Gräfin Maxe sich als einzige von der neuen Herrschaft ihnen gegenüber als gut erwiesen habe.

Der Aufenthalt in Bönningheim wurde dann wieder durch den Umgang mit dem evangelischen Pfarrer Brechter aus Schwaigern – den die Biberacher dereinst als Seelsorger abgelehnt hatten, da er in jungen Jahren als fahrender Hanswurst enthielt wurde – einigermaßen anregend. Entwürfe und Pläne für die Briefe über das Mönchswesen mögen damals in La Roche gereift sein.

Baron Franz Eustach von Hornstein, Gutsbesitzer aus der Warthäuser Nachbarschaft, vermittelte La Roche 1771 die Stelle eines Konferenzministers in Trier. Er erhielt das Diplom auf den Namen Franck, genannt de La Roche. Sein Rufname war Georg. Am 31. August 1775 wurde er in den Reichsadelsstand erhoben. Damals, wie auch sonst mehrfach, weilte er in Wien.

Im Jahr 1771 erschienen die vom 3. April bis 5. Juli 1770 datierten „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund“, also anonym und ohne Angabe des Verlags und Druckortes. Es war der evangelische Pfarrer Brechter von Schwaigern, der den Druck besorgte, und der Züricher Verlag Orell-Gessner-Füssli & Co brachte das Werk heraus. Schon im Sommer 1771 flüsterte man sich in Biberach zu, La Roche sei der Verfasser dieser kühnen Schrift. Als Haupttypen soll sich La Roche der beiden Warthäuser Ortsgeistlichen bedient haben: eines klugen, fortschrittlichen Heggelin und eines von simpler Gemütsart. Brechter selbst soll manches beigetragen haben; auch seine Eindrücke über die Mönche. Überall aber ist auch hier der Geist des Grafen Stadion „transparent“.

Möglicherweise hat La Roche der Italiener Pietro Giannone beeinflusst, der die „Istoria civile del regno di Napoli“ herausgab und darin die Mönche und ihren Drang nach weltlicher Macht bekämpfte. Im ganzen überweg der Deismus im 18. Jahrhundert. Der Adel hielt an seinen Vorrechten fest, lobte aber die Philosophen, welche die Mönche verdammt. Montesquieu in „Esprit des Lois“ trennte das Naturrecht vom göttlichen. Er stellte ebenso fest, daß Frauen oft ebenbürtig im Geistigen seien. Die neue Moral der Aufklärung verlangte neue Tugenden: Toleranz, Wohltätigkeit und Menschlichkeit. Hauptinhalt und Ziel der Mönchsbriefe von La Roche wurden wie folgt angegeben: „Worin aus der Kirchengeschichte, den Kirchenversammlungen, den besten katholischen Schriftstellern und

eigener Erfahrung dargetan wird, daß Unwissenheit und Aberglauben ihren Ursprung allein den Mönchen zu verdanken sei. Die Mönche seien von altersher die privilegierte Streitmacht der Päpste zur Unterdrückung des geistigen Fortschritts und zur Förderung der römischen Hierarchie, zu welchem Zwecke sie auch der Jurisdiktion der Bischöfe und Fürsten fast ganz entrückt und dem Papste unterstellt worden seien. Es soll gezeigt werden, welches die eigentlichen Lehren der Kirche seien, und daß die katholische Religion und die Religion der Mönche nichts miteinander zu tun hätten.“ Der Schreiber „Gutmann“ bezieht sich auf Febronius „De statu ecclesiae“. Das 1764 auf den Index gesetzte Werk wird in den „Mönchsbriefen“ empfohlen, weil es zu den Schriften gehöre, „welche uns von der untätigen Schlagsucht erwecken, in welcher wir uns durch die gotischen Vorurteile des mittleren, unwissenden und barbarischen Zeitalters haben einwiegen lassen“. 1780 wurden die „Mönchsbriefe“ in einem zweiten Band durch Johann Kaspar Riesbeck fortgesetzt, der in Mainz studiert hatte und sich der besonderen Gunst Groschlags erfreute. Später vermittelte Groschlag ihm eine Stelle als Redakteur der Züricher Zeitung.

Die „Mönchsbriefe“ sind auch heute noch amüßant zu lesen, voller Witz, guter psychologischer Beobachtungsgabe und sogar sachlich noch in manchem unveraltet.

Aus den Mönchsbriefen

Wir wollen nun einige Proben aus den „Mönchsbriefen“ geben. Ohne besondere Mühe läßt sich aus ihnen auch ein Hinweis auf La Roches Abstammung herauschlüsseln. Der Kammerdiener eines Barons muß darin aus politischen Gründen die Köchin heiraten. Daraufhin wird er zum Physikus befördert. „Hätte er die Mätresse eines großen Königs geheiratet, wäre er gewiß zum Minister aufgestiegen.“

Aus dem Vorwort: „Man empfängt den Mann nach dem Kleide, sagen die Russen, und begleitet ihn nach dem Verstand. Einer guten Aufnahme können sie sich also schon versichert halten, denn sie sind nach der Mode gekleidet. Aber wegen der Begleitung? O, um diese bin ich ganz unbekümmert. Ist es nicht das allgemeine Schicksal aller Menschen, daß sie sich das Urteil der Gesellschaft, in welche sie sich mischen, gefallen lassen müssen?“

Aus dem ersten Brief: „Du weißt, daß unser gnädiger Herr Baron, in Absicht meines sel. Vaters, seines lang gewesenen Kammerdieners und nachherigen Verwalters, und weil er meine 1. Mutter geheiratet, gleich nach der Hochzeit versprochen, daß er für das erste Kind sorgen wolle. Er mag nun freilich nicht gedacht haben, der gute Herr, daß diese Heirat Kinder hervorbringen würde, weil mein Vater sehr alt und meine Mutter ziemlich jung gewesen. Doch hat es der 1. Gott so geschickt, daß ich vor meiner Geburt meinen lieben Vater verloren, und meine Mutter, die, wie du weißt, eine Französin ist, ohne einen Verwandten oder Freund im Land zu haben, mit mir niedergekommen. Wenn da der gnädige Herr nicht gesorgt hätte, so würden wir verhungert und hilflos verschmacht sein; besonders weil die gnädige Frau, die doch im ersten

Jahr, da meine Mama zu ihren Töchtern als Mamsell gekommen, sie gerne hatte, nachher aber auf einmal aus einem mir unbekanntem, aber gewiß unchristlichen Haß unabwieslich darauf gedrun-gen, daß meine Mutter mit dem Kind gleich nach den Wochen aus dem Dorf fortgewiesen werden sollte... Aber der gnädige Herr zankte und lärmte und fluchte damals wie ein Türk dagegen. Er sagte: ‚Er müsse als Landesherr ein Beschützer der Witwen und Waisen sein.‘ Er schickte meiner Mutter Geld, ließ ihr durch die Schulmeisterin Hühner und Brühen kochen, und Gott vergelte es ihm, er half uns mit recht guttätiger Mildigkeit gegen Jedermann durch. Als zwei Jahre nachher die gnädige alte Frau, nach einem Zorn über die Köchin, aus gerechtem Verhängnis des Himmels an zurückgetretenen Gichtern erstickte, so weißt du, daß der rechtschaffene, der liebe, gnädige Herr meine Mutter und mich wieder in sein Haus genommen hat, und ich daselbst aufgewachsen bin. Zuerst wollte ich Kutscher, dann Schneider werden, allein meine Mama wollte durchaus nichts davon hören und sagte, sie sei aus adeligem französischem Geblüt, eine Offizierstochter, die nur auf einige Jahre nach Deutschland gekommen sei, um sich etwas Geld zu erwerben. Daß sie nur einen schlechten, deutschen Verwalter geheiratet, sei genug Unglück. Und da ich die Ehre hätte, von ihrer Seite aus, adeligen Lenden entsprossen zu sein, so müsse ich auch ihrem Geblüt keine Schande machen, der gnädige Herr habe ihr erst gestern abends beim Ausziehen versprochen, er wolle mich bei den P. P. Jesuiten zu D. namens seiner Dorfgemeinde studieren lassen; dann soll ich geistlich und hier am Ort dereinst Pfarrer werden. Das sei so ein kleiner Dienst für mich zur Belohnung ihrer treuen Dienste und Versorgung ihrer alten Tage...“

Aus dem zweiten Brief: „Indessen habe ich das Glück gehabt, verschiedene Werke in Anfang des Jahres von dem P. Abraham von St. Clara wohlfeil zu kaufen. Diese tun mir im Predigen viel Gutes. Der gnädige Herr und die Bauern lachen sich fast in Stücken, wenn ich so Spaß vorbringe. Meine Fasten-Exempel habe ich alle daraus gezogen... Es ist noch ein Geistlicher in M., P. S. l. r. namens, der soll noch viel späßiger Zeug in Predigten geschrieben haben, und bald wie Gott Vater, bald wie Engel, dann wie ein Moskowiter, oder ein Jud, alles auf hanswurstische Art, doch hochdeutsch, ausgehen lassen.“ – Das ist zweifelsohne eine Anspielung auf Pater Sailer in Marchtal.

Aus dem dritten Brief: Nur zweimal hat der Schreiber bisher an des Hofmeister Gutmanns Christentum gezweifelt, „das erste war, daß er einer armen und auf den Tod gelegenen Judenfrau Geld und Medizin geschickt, und das zweite, mich noch mehr Wunder genommen, ist, daß er vor 14 Tagen, mithin gerade bei dem Anfang des Jubiläums, wo doch jedermann als ein wahres Glied der katholischen Kirche bezeigen sollte, einem im Wirtshaus über nacht gefährlich erkrankten calvinistischen Handwerksbursch, weil sich, wie billig, niemand des Menschen annehmen wollte, und der kein Geld hatte, den Doktor aus der Stadt holen ließ, auch für ihn alles bezahlte. Da dachte ich, hinter diesem Mann muß nicht viel Religion stecken.“

Aus dem vierten Brief: Dem erwähnten Herrn Gutmann, einem Gegner der Pfaffen, wird auch vorgeworfen, daß er nicht den Mönchen, sondern den Bauern helfe. „Schwerlich wird Gott das, was

man an Bauern verschenkt, für ein gutes Werk ansehen. Denn diese sind zur Arbeit geboren, und nicht freiwillig, sondern gezwungen arm. Es muß doch jemand im Schweiß seines Angesichts sein Brot gewinnen, auf daß der Fluch der Erbsünde erfüllet werde. Wenn der Bauer war hat, oder geschenkt bekommt, wird er gleich übermütig oder faul. Und das gehet gegen seine Bestimmung.“

Auch im fünften Brief ist davon die Rede, daß der Herr Gutmann „keinen Unterschied in Verteilung seiner Wohltaten macht, sondern jeder menschlichen Kreatur, die er in Armut oder Not weiß, und sollte er auch zehnmal ein Jud oder gar ein Lutheraner sein, mit gleichem Eifer hilft und dienet. Das sind große Fehler, ich gestehe es; aber es stehet doch auch gleichwohl von diesem nichts in dem Katechismus.“ Auch der Schulmeister steht auf Seiten des Herrn Gutmann und findet, alle Menschen seien uns die Nächsten, nicht nur „die Mönche und die den katholischen Glauben haben“. Auch verteidigt der Schulmeister die alten Griechen, die doch noch keine Christen gewesen.

Aus dem achten Brief, der die Schriften des Herrn Gutmann enthält: „Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde in unsern Geistlichen fast nichts mehr von jenem wahren Unterscheidungszeichen, unter welchem sie uns die Kirche in den ersten Jahrhunderten malet... daß die Priester und Diaconi, neben anderen Tugenden, zärtlich und mitleidig gegen jedermann ohne Ausnahme sein sollen.“ So wurde auch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Lehre niemand zur Beicht und Buß gezwungen. „Ich habe es selbst oft gesehen... wenn ungefähr in einem adeligen oder Beamtenhaus ein Mendikant und ein Pfarrer zusammentreffen, gemeinlich der gute Seelsorger den untersten Platz bekommt und dem Mönch weichen muß.“ So werden die Äußerungen des Herrn Gutmann von dem Landgeistlichen stets notiert und seinem Freund zugeschickt.

Aus dem neunten Brief: „Wir können nicht leugnen, daß man in der gelehrten Welt dem Benediktiner-Orden eine Menge geschickter, vernünftiger Leute und wohlgeschriebene Werke zu verdanken hat. Daß diese Klöster fast allein in den barbarischen Unwissenheitszeiten vom neunten bis fünfzehnten Jahrhundert uns historische Nachrichten erhalten, auch zeithero in der Diplomatie großes Licht angezündet. Ich glaube, die Kirche Gottes hätte mit diesen ihren zahlreichen und schon mit gar ansehnlichen geistlichen Gütern begabten geistlichen Hilfsvölkern gegen den Teufel und seinen Anhang genug haben können... Allein das 13. Jahrhundert heckte ein mixtum regularium genus, zu deutsch – eine Mißgeburt – aus, die dem allmächtigen Gott mit einem teuern Eidschwur geloben mußten, nicht zu arbeiten, sondern gleich unnützen Hummeln des arbeitsamen Bienenstocks nur das verzehren zu helfen, was andere im Schweiß ihres Angesichts eintragen und erwerben würden... Man hieß sie Mendikanten, Bettelmönche. – Sie sind (jedoch ihre priesterliche Würde in Ehren zu halten) in der menschlichen Gesellschaft eben das, was Ratten und Mäuse in der Arche Noah gewesen. Sie verzehren und verderben mehr als andere und lassen aller Orten stinkende Spuren zurück.“

Im neunten Brief steht auch eine Art vernünftiges Credo. „Der vernünftige Heide, der erst noch

rohe Philosoph, konnte sich also keinen anderen Begriff machen, als daß ein unsichtbares, doch allmächtiges Urwesen die Natur gebildet und ihr immer gleiche Gesetze vorgeschrieben habe... Entweder war es ihm wohl oder übel. War das erstere, so schrieb er es den guttätigen Gesetzen des Urwesens bei. Er dankte im Verborgenen... War es ihm übel, so sprach er zu sich selbst: Das Wesen, welches alles erschaffen hat und bis daher erhalten hat, kann auch mich von meinem Übel befreien... Er tat einen Wunsch und dieser Wunsch war sein Gebet... eine erste sichtbarliche, gottesdienstliche Handlung wurde sein Opfer... Den natürlichen Hang, mit weniger Mühe und Arbeit unser Wohlsein zu vergrößern, sehe ich als den Ursprung der Gelübde an. Übernatürliche Begriffe darf ich – außer dem Glauben – in der menschlichen Natur nicht suchen... Die Gottheit, die sie nur dachten und nicht sahen, konnte von Hand zu Hand nichts annehmen... der aufsteigende Rauch war das einzige Mittel, der Gottheit einen fühlbaren Genuß des Opfers zuzubringen. Ein hoch gen Himmel aufsteigender Rauch kann also gar wohl ein vermeintliches Zeichen der gefälligen Aufnahme des Opfers gewesen sein, und das Gegenteil eine Verwerfung der Bitte angezeigt haben. Physikalische Ursache wußte man noch nicht; mithin wurden übernatürliche hergeholt.“

Über das Christentum: „Diejenigen, welchen das Glück bescheret gewesen, den Heiland der Welt selbst zu sehen und seine Lehren zu hören, fanden in seinem Wandel, Sitten und Predigten lauter Liebe des Nächsten, gesellschaftliche Tugenden, freundliche Duldung aller Menschen und liebreichen Ruf für die Sünder... Die Apostel bekümmerten sich nicht um weltweite Macht, sondern blieben für sich der Obrigkeit untertan... Sie zwangen keinen Menschen zur Aufnahme ihrer Leitsätze... Niemand waren sie beschwerlich, da sie sich mit eigener Handarbeit ihren Lebensunterhalt erwarben... Heiden und Juden fanden bei der christlichen Lehre das Einfache der Gottheit wieder. Unser Heiland hatte Matth. VII, 12 den Grundstein des natürlichen Gesetzes zur Hauptregel vorgeschrieben: Darum, alles, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch, denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Der Heide fand da, was ihm die griechischen Philosophen versprochen hatten. Aber er traf auch in V. C. 43.44 noch eine Vollkommenheit an, die die menschliche Natur bis dahin nicht unter die moralischen Pflichten gerechnet hat: „Ihr habt gehöret, daß gesagt ist, du sollst den Nächsten lieben, und hassen deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen und bittet für die, die euch verfolgen und beleidigen...“

Wie es dazu kommt, daß ein Knabe Mönch wird, erklärt Gutmann: „Ein Knabe, der von der Welt keine Kenntnis hat, dem seine Eltern keine Erziehung gegeben oder kein Vermögen hinterlassen können... kommt in eines oder mehrere Klöster. Man gibt ihm da zu essen und zu trinken. Die Herren sind freundlich mit ihm. Der Herr Prälat examiniert den Buben und schenkt ihm etwas. Das Wohlleben steht ihm an. Er sieht keine vom Fasten, Sorgen und Arbeit ausgemergelte Körper. Er findet, daß die Herren Beamten, alle Weltpriester und das Volk jedem Geistlichen, sobald er nur Pater geworden, mit gebeugtem, entblößtem Haupt so viel, wenn nicht mehr, Ehre, Respekt und Unter-

würfigkeit bezeugen als dem Junker in seinem Dorf. Der Herr Prälat, die Hofherren, denkt er, sind auch wie ich in das Kloster gekommen, und warum sollte ich nicht ebenmäßig werden können? Der Beruf ist damit fertig.“

Im zwölften Brief erweist sich der Schreiber zuerst optimistisch: „Vielleicht sind sie so glücklich, es noch zu erleben, daß dieser Mönche Nachkömmlinge einst noch dem Gemeinwesen nützlich werden. Aber freilich muß man sie erst ganz umschaffen – und das kömmt mir ganz unmöglich vor.“

Aber bald folgt die Skepsis im Gedanken an die reaktionären Mächte: „Die Philosophie, sagt Herr d'Alembert, wagt es allein nicht, die Schranken des Aberglaubens zu zerbrechen; sie wartet bescheiden bis die Zeit sie öffnet, und wenn sie es eher wagt, so sind ihre Versuche sehr mißlich. Alle angegriffene Herrschaft ist rachgierig, und was kann rachgieriger sein als herrschende Irrtümer, die vom Pöbel angetrieben und von der Politik unterstützt werden? Der Tod von einem Sokrates hilft zu ihrer Bekämpfung nichts. Hierzu wird das Blut vieler Helden erfordert, und viele solche Helden macht die Philosophie nicht. Ein einziger drohender Befehl, so schwört der Verfasser seinen Esprit ebenso niederträchtig ab als er ihn stolz und zuversichtlich vorher bekannt gemacht. Selbst der große Galilei, der Vater der wahren Naturlehre, der zuerst die Vernunft mit der Natur recht bekannt gemacht, muß, um dem Zorn der H. Offici zu entgehen, seine Einsichten verleugnen.“

Es bleibt nicht bei der Kritik am Mönchswesen, sondern es folgen praktische Vorschläge, wie die bestehende Institution nutzbar gemacht werden könnte. Z. B. bei kränklichen, schwächlichen Jungen „ist es alsdann eine Erleichterung für den arbeitsamen Haufen, wenn dieser sonst wackere Mensch in einem Kloster seine Versorgung findet. Diesen dispensiere ich vom Fasten und Geißeln. Der darf fromm sein und beten. Ich schaffe ihm Bücher nach seiner Neigung; und dieser soll dem Nächsten damit nützlich werden, daß ich durch ihn und seinesgleichen freie Schulen für die Jugend errichte.“

Ein anderer Vorschlag zur nützlichen Verwendung der Mönche ist Unterstützung der überlasteten Pfarrer. „Dieser Sache wollte ich nun dadurch abzuhelfen suchen, daß ich eine Anzahl wohlthätiger, gesunder und dem Geist nach arbeitsamer Mönche zu Pfarramtsgehilfen, unter völliger Abhängigkeit des Bischofs und gehorsamer Folge der pfarramtlichen Befehle hinverwendete... Kann der Seelsorger recht honnet wie einer meiner weltlichen Räte leben, so soll er mir so gut einen Kaplan als seine Köchin halten. Hat er aber kaum für sich allein genug, so gebe ich (denn jetzo bin ich der Herzog Michel und rede als ein Landesfürst) ihm einen meiner wohl unterrichteten Mönche zum Gehilfen... Hernach wird es darauf ankommen, daß eine so geschickte Einteilung getroffen werde, daß der Mönch von seinem Kloster nicht weit entfernt sei, damit er bei seinen Ordensfesten, geistlichen Exerzitien und regelmäßigen Gelegenheiten zu Hause sein kann. Nur bei dem dritten Punkt mache

ich meinen Kirchenschatz auf. Da finde ich Reichtümer genug, um alle zu ernähren. Meine reichen Abteien im Land, wo 60 Männer wohl, und besser als ein Edelmann leben, die nur für ihre eigene Seele zu sorgen gewohnt sind und mit dem ersparten jährlichen Überschuß auf Gelegenheit passen, bald da bald dort ein Stück Gut dem weltlichen Hauf abzukaufen, diese sind schon so gütig und für den Staat, der sie so reichlich ernähret, wohlgesinnt genug, daß sie zehn ihrer Patri absterben lassen und mir den für sie erforderlichen Unterhalt in einem gerechneten Quantum zum Behuf meiner wackeren Religionen geben.“

Im dreizehnten Brief drückt sich die zu jener Zeit übliche Hoffnung auf Kaiser Josef II. aus, der ja tatsächlich eine Reihe von Klöstern aufgelöst hat. „Doch man ist auf gutem Weg. Nach und nach kann mein Wunsch erfüllet werden. Ich zwar glaube es nicht zu erleben. Aber ungefähr in 20 Jahren erinnern Sie sich und prüfen Sie, ob ich einen prophetischen Geist gehabt habe. Wir haben einen Kaiser, der denkt, und – was Sie wohl merken müssen – mit eigenen klaren Augen siehet. Er hat ein von Vorurteilen befreites Ministerium und bildet sich seine Nachzöglinge. Wir haben einen Papst, der nachgibt... Einsichtige Erz- und Bischöfe haben bereits das Herz gefaßt, ihre eigene Macht zu üben. Mit Verminderung der Feier- oder Faulenzertage geben sie den Beweis, daß sie arbeitssame Bienen lieben, und unnütze, gefräßige Wespen hassen. Unsere weltlichen Fürsten fangen an, wie die Franzosen sagen – à penser tout haut – überlaut zu denken. Die Philosophie gewinnt auf unseren hohen Schulen bessere Oberhand. Sie wird allgemeiner. Man untersteht sich schon, nach Ursachen zu fragen, oder nachzusinnen. Unsere Gelehrten errichten ihre Lehrgebäude nicht mehr – gleich Aesops Vögeln – in die Luft. Die Altertümer werden aufgesucht. Die Kritik forschet nach dem unterschobenen Betrug. Und wenn es so fortgeht, so..., aber meine Uhr schlägt Mitternacht! Ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen, Herr Pfarrer! Nächstens das mehrere.“

Unsere Kostprobe ist hiermit abgeschlossen, denn die weiteren „Mönchsbriefe“ sind nicht mehr von La Roche.

La Roche starb 1788, der jüngste Sohn Franz 1790, 1793 Maxe. La Roche liegt auf dem Dorffriedhof von Bürgel bei Offenbach begraben, Sophie neben ihm.

Der Grabstein von La Roche steht in der Arkadenhalle des alten Isenburger Schlosses. Auf dem Sockel der Pyramide steht: „Bei diesem Stein ruhet Georg Michael, Edler von La Roche, alter Kanzler und Staatsrat von Churtrier; sein großer Geist, die Rechtschaffenheit und Güte werden von allen Redlichen verehrt. Er liebte die Landleute und wünschte sich ein Grab bey ihnen. Gott ruft ihn zu sich als Lohn seiner Tugenden, den 21. November 1788 im 69. Jahre seines Lebens in Offenbach.“

Die umfangreichen Quellen- und Literaturangaben zu diesem Artikel erscheinen in der nächsten Ausgabe von Zeit und Heimat.